Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 20 (1949)

Heft: 8

Artikel: Die Nachwuchsfrage in der privaten sozialen Arbeit

Autor: Zellweger, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-809420

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lösung finden, wie wir sie in dieser Frage bereits in den schweizerischen Heil- und Pflegeanstalten vor uns haben.

Man sagt, wir sollten einen guten Freund haben, der, wenns nötig wird, wenn wir es selbst vergessen sollten, uns an das Bilanzziehen erinnert, der uns auf Schatten werfende Wolken über unserem Heime aufmerksam macht. In diesem Sinne Freund zu sein ist sehr schwer, und fast unmöglich ist es, einen solchen zu finden. Es ist gut und notwendig, dass wir in unserem Kreise zusammenkommen, um uns über unsere Heimprobleme auszusprechen. Ich danke dem Vorstand unserer Hilfsgesellschaft für die Einladung.

Die Nachwuchsfrage in der privaten sozialen Arbeit

Von Elisabeth Zellweger, Basel

Das, was wir soziale Arbeit nennen, ist eine verhältnismässig neue Errungenschaft, zum mindesten als bezahlter Beruf. Armenfürsorge gab es ja immer, aber früher hatte man Hausarme, oder aber die Arbeit wurde als religiöse Pflicht getan, und zwar fast ganz auf freiwilliger und privater Basis. Zum sozusagen weltlichen, bezahlten Beruf wurde sie erst seit einigen Jahrzehnten. Man sah ein, dass auch helfen, Arme und Schutzbedürftige betreuen einer Schulung bedurfte. So entstanden vor ca. 40 Jahren die ersten sozialen Frauenschulen auf rein privater Grundlage, man konnte sich da wohl eine Ausbildung und einen Ausweis, aber kein staatlich anerkanntes Diplom holen.

Heute haben wir sowohl beim Staat als bei der privaten Fürsorge eine grosse Zahl von bezahlten diplomierten Berufskräften.

Es ist aber weder wünschbar noch möglich, alle soziale Arbeit nur zur bezahlten und zur reinen Berufsarbeit zu machen. Geschähe das, so gingen der privaten Arbeit und auch dem Staat Mittel und wertvolle Kräfte verloren.

Während es aber in früheren Zeiten meist nicht schwierig war, Leute zu finden, die freiwillig eine gemeinnützige Arbeit taten, hält es heute oft sehr schwer, Menschen zu finden, die ihre Zeit für solche Aufgaben hergeben können und wollen. Ehemals gab es eine gewisse Frauenschicht, die ihre freie Zeit zur Verfügung stellen konnte. Es war auch eine grosse Zahl junger Mädchen bereit, an irgend einem Werke mitzuarbeiten, weil es bei den sogenannt besseren Ständen noch nicht Sitte war, dass junge Mädchen einen Beruf erlernten und ihn dann ausübten. Heute dagegen dürfte es kaum mehr eines geben, das nicht so gut wie sein Bruder eine Berufsausbildung bekommt. Dass es dann seinen Beruf ausüben will, scheint eine Selbstverständlichkeit. Viele bilden sich in den sozialen Frauenschulen aus und werden dann Berufsfürsorgerinnen. Es hat sich nun seit langen Jahren gezeigt, dass es beides braucht, die freiwillige und die bezahlte soziale Arbeit.

Heute tut ja der Staat viel, was früher Private taten, und die private Fürsorgearbeit hat sich stark geändert. Aber niemals wird sie aufhören dürfen. Die staatliche oder halbstaatliche Arbeit wird immer neben der privaten einhergehen.

Es ist doch meist so. Jemand sieht einen Notstand, den er beheben will, er findet andere, die er dafür begeistern kann, und schon ist eine Schar da, die miteinander arbeitet. So war es bei den Freundinnen junger Mädchen und den Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit (heute Frauenhilfe), die beide auf Josephine Butler, diese grosse Kämpferin für e i n e Moral für Mann und Frau, zurückgehen. So war es auch im Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein und vielen andern.

Bald sah man sich allerdings genötigt, in bescheidenem Masse Berufsarbeiterinnen anzustellen, da eben die freiwilligen Helferinnen, besonders auch die verheirateten, manchmal versagten, weil andere Pflichten sie in Anspruch nahmen. Immerhin blieb es bei den privaten Institutionen sozialer Art dabei, dass der Vorstand unentgeltlich arbeitete oder doch nur eine gewisse Entschädigung bekam für besonders zeitraubende Arbeiten, wie z. B. das Quästoramt, das in mancher Institution schwer zu besetzen war, weil es eben viel Zeit erforderte. In von Männern geleiteten Institutionen stellte sich vielleicht dann ein Mann zur Verfügung, der die eigentliche Arbeit in seinem Büro machen lassen konnte. Bei den Frauen wird es selten so sein. Eine Quästorin, besonders eines grössern Werkes, nimmt eine grosse Arbeit auf sich.

Es kann hier nun nicht im einzelnen davon geredet werden, wie die soziale Arbeit sich wandelte. Was uns heute beschäftigt, ist: wie gewinnen wir Mitarbeiter in Vorständen oder auch als Hilfsarbeiterinnen, die sich freiwillig zur Verfügung stellen? Ich glaube, dass das leichter ist in «Männerwerken», weil Pfarrer, Vorsteher von sozialen Staatsgebilden, Aerzte, Advokaten u. a. neben ihrer bezahlten Berufsarbeit sich je und je gewinnen lassen, einige Zeit privater gemeinnütziger Arbeit zu widmen.

Viel schwieriger ist das bei den Frauen. Die Frauenschicht, welche früher mitzuarbeiten bereit war, weil sie Hausangestellte hatte, die die laufende Hausarbeit taten, so dass sie sozusagen nur die Aufsicht zu führen hatte, findet diese heute schwer oder aber kann sie sich nicht mehr leisten bei den hohen Löhnen; denn niemand wird verkennen, dass gerade diese Frauenschicht sich gewaltig umstellen musste, und es vielfach in bewundernswerter Weise tat. Die jungen Mädchen fallen auch weitgehend ausser Betracht, weil, wie schon erwähnt, heute sozusagen jedes Mädchen einen Beruf erlernt, den es dann eben auch ausüben will. Das ist sein gutes Recht, so gut wie das des jungen Mannes, und glücklicherweise setzt

sich diese Ansicht weitgehend durch; denn bei dem raschen Wechsel der Dinge weiss heute niemand, ob er nicht eines Tages sein Brot verdienen muss. Wir haben viele solche Schicksale erlebt von Frauen, die es sich nie träumen liessen, dass sie einmal auf sich selbst gestellt sein würden.

Im Wandel der Zeit ist aber die soziale Arbeit gewaltig gewachsen. Es sind neue Werke entstanden, besonders in der Kriegszeit, die der freiwilligen Mitarbeit nicht entraten können und die es auch nicht sollen. Die ZEWO (Zentralstelle für Wohlfahrtsunternehmungen) dringt immer wieder darauf, dass die Vorstandsmitglieder privater gemeinnütziger Werke unentgeltlich arbeiten. Aber wo und wie diese unentgeltlichen Arbeiterinnen finden?

Man findet sie am ehesten unter den Frauen im mittleren Alter, die wenig Kinder haben, viel seltener sind es die kinderlosen. Wenn die Kinder erwachsen sind, so bekommt die Mutter mehr freie Zeit, und nun sollte man sie gewinnen können für eine Arbeit. Oder aber es sind frühere Berufs-Sozialarbeiterinnen, die sich verheirateten, die sich für etwas zur Verfügung stellen, auch etwa pensionierte Lehrerinnen u. a. m.

Wir müssen unbedingt daran festhalten, dass in solchen privaten Werken die freiwillige und die bezahlte Arbeit nebeneinander gehen. Dies schon darum, weil man eigentlich nicht zugleich Arbeitgeber und Arbeitnehmer sein kann. Allerdings, die alte Komiteedame wird und muss aussterben. Wer heute sich in einen Vereinsvorstand wählen lässt, muss wissen, dass er eine Verantwortung übernimmt. Denn nach aussen ist der Vorstand, ist vor allem die Präsidentin verantwortlich, und wenn etwas schief geht, so wird man nicht die bezahlte Sekretärin verantwortlich machen, sondern den Vorstand, resp. die Präsidentin.

Wir haben es in den letzten Jahren einigemale erlebt, dass in Anstalten Ungutes vorkam, ganz natürlicher Weise hiess es: Ja, wo war da der Vorstand, der doch darüber zu wachen hatte, dass alles recht ging?

Wir sollten aber deshalb Leute in den Vorständen haben, die in der Arbeit Bescheid wissen, und dürften uns nie verführen lassen, jemanden anzunehmen, weil er eventuell Zeit und Lust dazu hat und seinen Geltungstrieb da befriedigt. Die Versuchung dazu ist gross, denn wenn es so schwer ist, Leute zu finden, und es meldet sich dann jemand, so nimmt man ihn leicht, weil sich eben keine besser geeignete Persönlichkeit findet. Mancher Verein wird dadurch sachte dem Ziel, für das er gegründet wurde, untreu. Auch bezahlte soziale Arbeit wird nur gut getan werden können, wenn irgend ein Sendungsbewusstsein dahinter steht. Wie viel mehr erst die freiwillige? Wer wird freiwillig soziale Arbeit tun? Doch nur der, der auf die Frage: Soll ich meines Bruders Hüter sein? mit einem tapfern Ja antwortet. Ich bin verpflichtet, es zu sein. Nicht bei allen ist dieses Bewusstsein religiös verankert, aber doch wohl bei der Grosszahl; oder dann zum mindesten weltanschaulich, wenn auch vielleicht unbewusst. So spontan mitmachen bei einem Strassenverkauf, einem Bazar oder einer temporären Sache, dazu werden sich immer Helferinnen finden. Man hat für die Kriegsarbeit immer Kräfte gefunden, nach Friedensschluss hatten sie dann aber oft genug und waren nicht zu bewegen, eine andere Arbeit zu übernehmen. Es ist nicht leicht, eine eventuell jahrelang dauernde stille, treue, oft unbeachtete Arbeit zu tun, die nicht interessant, sondern oft nur mühsam und zeitraubend ist, wenn man vielleicht das eine oder das andere Mal etwas aufgeben muss, das einen zehnmal mehr gelüstet. Man kann oft nur mit Rührung auf ergraute Häupter blicken, die so einen stillen, unscheinbaren Dienst jahrzehntelang treu tun, ohne dass sie viel Dank ernten; man nimmt es als gegeben hin, dass er geleistet wird, und merkt erst, wenn Krankheit oder Tod so einen treuen Arbeiter oder eine Arbeiterin wegrufen, wie schwer die Lücke zu füllen ist. Vor allem ältere Werke haben Mühe, neue Mitarbeiter zu finden.

Es ist eben doch so. Jemand hat, wie schon gesagt, eine Idee, fängt etwas an, das irgendwie sozusagen in der Luft liegt, man findet Mitarbeiter, die sich begeistern für das Werk, und einer führenden Persönlichkeit folgen. Sie finden wohl dann auch noch Nachfolger, die das Werk in Treue weiterführen. Schwierig wird es oft für die dritte Generation, und zwar oft darum, weil sie sich nach Ansicht der zweiten einfach einfügen soll, dies aber nicht immer kann, da sie andere Ideen und Ideale hat. Ein Werk privater Fürsorge wird aber nur lebendig bleiben, wenn es sich jeweilen umstellen und anpassen kann, das aber fällt gerade langjährigen freiwilligen Kräften oft sehr schwer. «S'isch immer e so gsi» heisst es in einem Solothurner Lied, und wenn wir älter werden, berufen wir uns gerne auf unsere Erfahrung und sind oft nicht mehr imstande, uns umzustellen. Da gibt es dann oft Konflikte zwischen den geschulten, bezahlten Arbeitnehmerinnen und den Vorstandsmitgliedern. Es braucht nicht so zu sein, aber es ist oft so.

Oft bleiben auch die Vorstandsmitglieder zu lange Zeit. Da neue junge Kräfte schwer zu finden sind, ist man dankbar, wenn die alten bleiben. Es wird aber nicht von ungefähr sein, dass man heute die Zeit der Präsidien vielfach auf zwei bis drei Amtsdauern limitiert, während es bis jetzt meist Sitte war, dass man ein Präsidium jahrzehntelang behielt, weil eben neue Präsidentinnen schwer zu finden waren. Die Begrenzung hat zwei Vorteile. Man wird erstens eher Leute finden, die sich für kürzere Zeit zur Verfügung stellen, und zweitens verfallen sie weniger der Routine. Ein so wechselnder Vorstand hat allerdings den Nachteil, dass die Berufsarbeiter oder -arbeiterinnen oft besser Bescheid wissen und geneigt sind, dies zu betonen. Da wird viel auf Geschicklichkeit, Takt und Einfühlungsvermögen des Vorstandes, vor allem aber eben des Präsidenten oder der Präsidentin ankommen.

In manchen Werken haben wir einen oder mehrere Sekretäre oder Sekretärinnen, die jahrzehntelang da sind, in allem Bescheid wissen und von denen die Präsiden dann mehr oder weniger

abhängig sind. Das kann gut und kann nicht gut sein. Es ist gut, wenn die Kontinuität der Arbeit gewahrt bleibt, auch wenn der Vorstand wechselt (es wird ja selten grad zu einer Gesamterneuerung kommen), aber Vorstände und vor allem Präsidenten müssen sich immer bewusst bleiben, dass sie nicht den Sekretären die Verantwortung überbinden können, sondern sie selbst tragen müssen. Wohl aber werden sie sehr dankbar sein, wenn sie solch zuverlässige, treue und initiative Sekretäre (-innen) haben.

Und nun noch einmal: Wie gewinnen wir freiwilligen Nachwuchs? Doch wohl nur, wenn wir selbst die Arbeit mit Hingabe und einer gewissen Begeisterung taten. Wer zurück tritt von einer solchen Arbeit, sollte zum mindesten versuchen, eine Ersatzperson zu finden, die in die Lücke tritt. Das wird aber nur denjenigen möglich sein, die überzeugt sind von der Notwendigkeit der Arbeit.

Das bringt uns zu einem Schlussgedanken. Auch soziale private Werke müssen sterben können, wenn ihre Zeit vorbei ist. Eigentlich ist soziale Arbeit in der Regel dazu da, sich selbst überflüssig zu machen. Sie will ja Notstände beheben. Wohl uns, wenn wir sagen können, das sei uns irgendwo gelungen. Wohl uns aber auch, wenn wir, solange eine Arbeit noch nötig ist, Leute finden, die sie tun, und wenn diejenigen, die lange darin standen, bei ihrem Rücktritt sagen können: Bei allen Fehlern, die ich machte, trachtete ich, zu tun, was ich konnte in dem Werke, dem ich meine Kraft und Zeit, meine Liebe und Hingabe schenkte.

Der psychiatrische Dienst in den Heimen für Geistesschwache

(Votum an der Versammlung der Heimleiter am 23. Februar 1949 in Zürich)

R. Thöni

I.

Vor 2 Jahren machte ich den Versuch, für unser Heim die Mitarbeit eines Psychiaters zu gewinnen. Ich wandte mich an die Kinderpsychiatrin einer kantonalen Heil- und Pflegeanstalt. Sie zeigte grosses Interesse an meiner Anfrage, konnte sich aber der Arbeitsüberlastung wegen unserer Kinder nicht annehmen. Jetzt ist sie verheiratet und weggezogen (da zeigt sich bereits eine Schwierigkeit!).

In einer Eingabe an die Kantonale Armendirektion im Herbst 1946 hat die Direktion unseres Heimes die Schaffung der Stelle eines kantonalen Anstaltspsychiaters vorgeschlagen. Es darf gesagt werden, dass ein Anfang gemacht worden ist im Kanton Bern, indem der leitende Arzt der Kantonalen Kinderbeobachtungsstation Neuhaus vom Regierungsrat beauftragt wurde, psychiatrische Hilfe zu gewähren. Nun haben wir über 25 Heime, die z. T. recht weit von Bern weg sind, so dass diese Möglichkeit nicht ausreichend ist. Der psychiatrische Dienst soll durch die Kantonale Fürsorgedirektion weiter ausgebaut werden.

Bevor ich mich über die Wünschbarkeit oder Notwendigkeit des psychiatrischen Dienstes äussere, muss der Begriff Psychiatrie umschrieben werden. Sicher ist, dass wir darunter nicht einfach die Lehre von den Geisteskrankheiten zu verstehen haben; denn geisteskrank im üblichen Sinne des Wortes sind unsere Kinder ja nicht oder nur in ganz vereinzelten Fällen.

Herr Dr. Tramer gibt uns im «Lehrbuch der allgemeinen Kinderpsychiatrie» eine klare Definition: «Die Kinderpsychiatrie ist die Lehre von den seelischen Schwierigkeiten, Hemmungen und Störungen jeglicher Art der psychischen Entwicklung des Kindes und ihrer Behandlung. Ihre Aufgabe besteht demnach in der Erforschung dieser Hemmungen und Störungen, von den einfachen Abweichungen und Abwegigkeiten bis zu den eigentlichen Erkrankungen, ihrer Ursachen und Bedingungen, ihre Behandlung und besonders Vorbeugung».

In diesem Sinne verstehe ich den psychiatrischen Dienst.

Ist nun die Wesensart unserer Kinder so, dass ihre Entwicklung gehemmt, gestört oder gar krankhaft ist?

Das ist eigentlich keine Frage für uns, die wir geistesschwache und damit entwicklungsgehemmte Kinder zu erziehen uns zur Aufgabe gemacht hahaben.

Es zeigt sich immer mehr, dass unsere Kinder aber nicht nur geistesschwach, sondern dazu auch noch schwererziehbar sind. Die Jahrestagung der Schweiz. Hilfsgesellschaft für Geistesschwache im Juli 1946 in Chur hat dies deutlich bezeugt, indem die Frage «Geistessschwäche und Schwererziehbarkeit» Gegenstand der Verhandlungen war.

Viele Kinder, die in unsere Heime kommen, sind schwererziehbare Geistesschwache und geistesschwache Schwererziehbare, wie damals Herr Dr. Tramer formuliert hat. Selten haben wir «reine Formen» von geistesschwachen Kindern. In manchen Fällen ist nicht die Geistesschwäche der primäre Einweisungsgrund, sondern das asoziale Verhalten der Kinder.

Vor 2 Jahren wurden wir von einer Jugendanwaltschaft gebeten, ein 13½jähriges Mädchen aufzunehmen. A. hatte an einem Markttage eine Uhr von einem Stand weggenommen. Bis zu diesem Delikt ist es in die Primarschule gegangen, wo es statt mit der 7. Klasse mit der 4. unterrichtet wurde. Leider griff die Behörde erst jetzt ein. Bezeichnend für das Kind und dessen Milieu war, dass es beim Eintritt ins Heim nebst schlechten Kleidern ein Buch mit dem Titel «Das Liebesleben berühmter Frauen» in seinem Köfferchen mitbrachte. Das Mädchen hat hier nie